

Faktencheck

Replik zu Torsten Michels „Das reine Gold der Psychoanalyse und die Versorgungsrealität im deutschen Gesundheitswesen- steht sich die institutionalisierte Psychoanalyse selbst im Weg? Überlegungen zu Veränderungswiderstand und Veränderungsangst“

Der oben genannte Beitrag zur Zukunftswerkstatt der DGPT wurde im Dezember 2024 an alle Mitglieder versandt.

In der Überschrift benutzt Michels eine von Freud geprägte und viel zitierte Metapher, „das reine Gold der Psychoanalyse“, das der Autor mit „Veränderungswiderstand“ und „Veränderungsangst“ in Zusammenhang bringt.

Der Kontext, in dem Freud diese Metapher benutzt hat, zielt eindeutig auf notwendige Veränderungen bei der Anwendung der Psychoanalyse ab, ist also gerade kein Ausdruck von Veränderungswiderstand. Allerdings weist Freud im letzten Satz der Arbeit, der dieses Zitat entnommen ist, darauf hin, dass die wichtigsten Bestandteile angewandter Psychotherapie der strengen, tendenzlosen Psychoanalyse „entlehnt“ sind. In diesem letzten Abschnitt in Freuds Arbeit „Wege der psychoanalytischen Therapie“ ist der Widerspruch, mit dem wir uns im Hinblick auf die Zukunft der DGPT befassen, bereits enthalten. Ein Weg seiner Auflösung wird angezeigt. Es geht um den Erhalt der „strengen, der tendenzlosen Psychoanalyse“ und gleichzeitig um eine Legierung bei ihren Anwendungen. Die Metapher des reinen Goldes drückt also keineswegs einen Veränderungswiderstand aus, im Gegenteil, eine Veränderungsnotwendigkeit. Damit Sie sich selbst ein Bild machen können, und weil auch Michels wiederholt auf diesen Text zurückkommt, zitiere ich einen etwas längeren Abschnitt, aus dem auch hervorgeht, dass Freud 1919 einen reflektierten sozialkritischen Bezug herstellt.

„Und nun möchte ich zum Schlusse eine Situation ins Auge fassen, die der Zukunft angehört, die vielen von ihnen phantastisch erscheinen wird, die aber doch verdient, sollte ich meinen, daß man sich auf sie in Gedanken vorbereitet. Sie wissen, daß unsere therapeutische Wirksamkeit keine sehr intensive ist. Wir sind nur eine Handvoll Leute, und jeder von uns kann auch bei angestrenzter Arbeit sich in einem Jahr nur einer kleinen Anzahl von Kranken widmen. Gegen das Übermaß von neurotischem Elend, das es in der Welt gibt und vielleicht nicht zu geben braucht, kommt das, was wir davon wegschaffen können, quantitativ kaum in Betracht. Außerdem sind wir durch die Bedingungen unserer Existenz auf die wohlhabenden Oberschichten der Gesellschaft eingeschränkt, die ihre Ärzte selbst zu wählen pflegen und bei dieser Wahl durch alle Vorurteile von der Psychoanalyse abgelenkt werden. Für die breiten Volksschichten, die ungeheuer schwer unter den Neurosen leiden, können wir derzeit nichts tun.

Nun lassen Sie uns annehmen, durch irgendeine Organisation gelänge es uns, unsere Zahl so weit zu vermehren, daß wir zur Behandlung von größeren Menschenmassen ausreichen. Andererseits läßt sich vorhersehen: Irgendeinmal wird das Gewissen der Gesellschaft erwachen und sie mahnen, daß der Arme ein ebensolches Anrecht auf seelische Hilfeleistung hat wie bereits jetzt auf lebensrettende chirurgische. Und daß die Neurosen die Volksgesundheit nicht minder bedrohen als die Tuberkulose und ebensowenig wie diese der ohnmächtigen Fürsorge des Einzelnen aus dem Volke überlassen werden können. Dann werden also Anstalten oder Ordinationsinstitute errichtet werden, an denen

psychoanalytisch ausgebildete Ärzte angestellt sind, um die Männer, die sich sonst dem Trunk ergeben würden, die Frauen, die unter der Last der Entsaugungen zusammenzubrechen drohen, die Kinder, denen nur die Wahl zwischen Verwilderung und Neurose bevorsteht, durch Analyse widerstands- und leistungsfähig zu erhalten. Diese Behandlungen werden unentgeltlich sein. Es mag lange dauern, bis der Staat diese Pflichten als dringende empfindet. Die gegenwärtigen Verhältnisse mögen den Termin noch länger hinausschieben, es ist wahrscheinlich, daß private Wohltätigkeit mit solchen Instituten den Anfang machen wird; aber irgendeinmal wird es dazu kommen müssen.

Dann wird sich für uns die Aufgabe ergeben, unsere Technik den neuen Bedingungen anzupassen. Ich zweifle nicht daran, daß die Triftigkeit unserer psychologischen Annahmen auch auf den Ungebildeten Eindruck machen wird, aber wir werden den einfachsten und greifbarsten Ausdruck unserer theoretischen Lehren suchen müssen. Wir werden wahrscheinlich die Erfahrung machen, daß der Arme noch weniger zum Verzicht auf seine Neurose bereit ist als der Reiche, weil das schwere Leben, das auf ihn wartet, ihn nicht lockt, und das Kranksein ihm einen Anspruch mehr auf soziale Hilfe bedeutet. Möglicherweise werden wir oft nur dann etwas leisten können, wenn wir die seelische Hilfeleistung mit materieller Unterstützung nach Art des Kaiser Josef vereinigen können. Wir werden auch sehr wahrscheinlich genötigt sein, in der Massenapplication unserer Therapie das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion zu legieren, und auch die hypnotische Beeinflussung könnte dort wie bei der Behandlung der Kriegsneurotiker wieder eine Stelle finden. Aber wie immer sich auch diese Psychotherapie fürs Volk gestalten, aus welchen Elementen sie sich zusammensetzen mag, ihre wirksamsten und wichtigsten Bestandteile werden gewiß die bleiben, die von der strengen, der tendenzlosen Psychoanalyse entlehnt worden sind.“ (Freud 1919, 192 f.)

Noch einmal: Die Metapher des reinen Goldes wird von Freud keineswegs im Sinne eines Veränderungswiderstandes oder einer Veränderungsangst benutzt, wie Michels Überschrift nahe legt.

Im Vergleich zu der Situation wie Freud sie 1919 skizziert, haben wir große Fortschritte erzielt.

Im Rahmen des Psychotherapieantrags- und Begutachtungsverfahrens der gesetzlichen Krankenversicherung wurden in Deutschland im Jahr 2023 60 000 Anträge im tiefenpsychologisch fundierten Verfahren und 16 000 Anträge im psychoanalytischen Verfahren gestellt.

Zu Beginn seiner Arbeit postuliert Michels einen Widerspruch zwischen einer Lust auf die Zukunft mit einer Verbesserung psychoanalytischer Ausbildung und Versorgung einerseits und der rückwärtsgewandten Verhinderung des „Schlimmsten“. Dieser Widerspruch beinhaltet rhetorisch die Wertschätzung der Veränderung und die Abwertung des Festhaltens.

Könnte nicht zu einer verbesserten Gestaltung psychoanalytischer Ausbildung und Versorgung in einer guten Zukunft gerade die „Verhinderung des Schlimmsten“ (wobei noch zu klären wäre, was das eigentlich sein soll) wesentlich beitragen? Der von Michels formulierte Widerspruch enthält eine Spaltung in jene, die es schwer haben Veränderungen zuzulassen und Abschied zu nehmen und jene, die vorwärts gerichtet für eine Verbesserung eintreten. Diese Spaltung ist es, die seinen Artikel wie ein roter Faden durchzieht.

Bei der Beschreibung seines berufspolitischen Werdegangs spitzt der Autor diese Spaltung zu. Während der Entwicklung des PTG sei in seinem Institut die Vernichtung der Psychoanalyse durch die Player im Gesundheitswesen und „in den Wissenschaften“ phantasiert worden. Jetzt, bei der Umsetzung der Reform des Psychotherapeutengesetzes gehe die Welt wieder unter. Dabei sei die Zeit des ersten Psychotherapeutengesetzes die beste Zeit der Psychoanalyse gewesen, was er an einem enormen Zulauf von Ausbildungskandidaten festmacht.

Die Diskussionen, die damals und jetzt im Institut des Autors stattgefunden haben, sind mir nicht bekannt. Es fällt aber auf, dass Kritikern der Entwicklung in entwertender Weise zugeschrieben wird, dass sie „phantasieren“. Eine konstruktive Diskussion mit pro- und contra-Positionen scheint es nicht gegeben zu haben und scheint auch jetzt nicht vorstellbar zu sein. Entweder sei man ein Fortschrittsbefürworter für eine gute Zukunft oder man leidet unter Veränderungswiderstand und Veränderungsangst mit Realitätsverkenning. Ich gehöre sicher zu den oft als „Bedenkenträger“ diskriminierten Zeitgenossen. So größenwahnsinnig anzunehmen, dass die Reform des Psychotherapeutengesetzes einen Weltuntergang bewirken könnte, bin ich aber meines Wissens nicht.

Der Autor beschreibt weiter, dass es um eine alte Auseinandersetzung gehe, in der vieles gedacht, gesagt und geschrieben worden sei, ich ergänze: oft auch in spaltender Weise, aber offenbar noch nicht von jedem.

Seine Kritik richtet sich dann gegen diejenigen, die angeblich eine „wahre Psychoanalyse“ fordern oder vielleicht sogar „bewahren“ wollen. Auf der zweiten Seite seiner Arbeit spricht er wiederholt von der „wahren“ Psychoanalyse. Ich habe diese Formulierung, die den Anspruch beinhaltet, die Wahrheit für sich gepachtet zu haben, in keiner Verlautbarung in den letzten Jahrzehnten gelesen. Diejenigen, die so etwas wie eine vermeintlich „wahre“ Psychoanalyse nach Meinung des Autors erhalten wollen, stellen sich, meint er, gegen den Fortschritt. Das gehe bis auf Freud zurück, der 1910 die Gruppe der Psychoanalytiker auf das Diktum der „wahren Psychoanalyse“ eingeschworen habe. Auch hier wird, neben „wahr“, wieder eine starke Vokabel benutzt, nämlich „eingeschworen“, die suggeriert, dass es nicht um Wissenschaftlichkeit sondern eher um eine religiöse oder eine Verschwörungsgemeinschaft gehen würde. Es bleibt unklar, auf welche Arbeit Freuds sich Michels bezieht. Ich vermute, dass er Freuds Arbeit „Über ´wilde´ Psychoanalyse“ meint.

In dieser Arbeit kommt Freud, nach einem sehr eindrucksvoll geschilderten Fallbeispiel, in dem ein Arzt einer Patientin einen praktischen Ratschlag zum sexuellen Verhalten gegeben und sich dabei auf die Psychoanalyse bezogen hat, zu folgendem Schluss: „Wir haben im Frühjahr 1910 einen internationalen psychoanalytischen Verein gegründet, dessen Mitglieder sich durch Namensveröffentlichung zu ihm bekennen, um die Verantwortung für das Tun aller jener ablehnen zu können, die nicht zu uns gehören und ihr ärztliches Vorgehen „Psychoanalyse“ heißen. Denn in Wahrheit schaden solche wilden Analytiker doch der Sache mehr als dem einzelnen Kranken. Und dies kann vermieden werden“. (Freud 1910,125)

Vermutlich meint Michels die Gründung einer Vereinigung als „einschwören“ auf das Diktum der „wahren“ Psychoanalyse. Wenn uns Michels, Vizepräsident der Psychotherapeutenkammer Hamburg, eingangs wissen lässt, dass die Kammer die Qualität der Fort- und Weiterbildung zu überwachen habe und auch verpflichtet sei, zur Verbesserung der psychotherapeutischen Versorgung beizutragen, teilt er Freuds Anliegen.

Immer wenn sich eine Institution gründet und beschreibt wer dazugehört, also Standards definiert, geht es um Ein- und Ausschluss. Auch in der DGPT wird ja genau darum immer wieder gerungen. Ein Problem psychoanalytischer Institutionen ist, die Qualität zu definieren. Wenn sie in Regeln gefasst werden soll, wird immer wieder zu quantitativen Angaben gegriffen, wohlwissend dass dies das eigentlich qualitative Anlagen nur in unbefriedigender, aber auf bestmögliche Weise abbilden kann.

Gerade weil die Psychoanalyse sich mit dem primärprozesshaften Unbewussten, das so chaotisch und unorganisiert ist, wie man es gar nicht denken kann, beschäftigt, braucht sie einen Rahmen, in dem es möglich ist, sich regressiven Prozessen auszusetzen um der primärprozesshaften Organisation des Unbewussten nahe kommen zu können. Ein solcher Rahmen ist sowohl für das klinische Setting, als

auch für die Ausbildung erforderlich. Wir kennen wohl alle in unserem professionellen Umfeld, wie aber auch im Alltag „wilde“ Deutungen, die außerhalb eines solchen Rahmens in missbräuchlicher Weise eingesetzt werden, nicht selten auch in unseren institutionellen Kontexten. Zu einer psychoanalytischen Qualität gehört auch, dass wir sensibel unterscheiden, wo wir um Deutungen gebeten worden sind und wofür sie missbräuchlich verwendet werden.

Michels erinnert daran, dass die eingangs bereits ausführlich zitierte Arbeit „Wege der psychoanalytischen Therapie“ mit dem Satz beginnt, der die Unvollkommenheit unserer Erkenntnis anerkennt und zum Ausdruck bringt, dass es darum gehe Neues dazu zu lernen und unser Vorgehen abzuändern. Er bezweifelt aber, ob Freud wirklich veränderungsbereit war, institutionell erscheine seine Veränderungsbereitschaft nicht wirklich groß. Spaltungen würden ebenso dagegen sprechen, wie die Idee des reinen Goldes.

In welchem Zusammenhang er die Idee des reinen Goldes verwendet hat, habe ich oben bereits dargestellt. Der Sinnzusammenhang ist gerade gegenteilig, Freud weist auf die Veränderungsnotwendigkeit hin. Die Entwicklung der Grundlagen der psychoanalytischen Theorie und ihre Weiterentwicklung erfordern meines Erachtens eine enormen Veränderungsbereitschaft im Denken. Gerade dazu ist ein sicherer institutioneller Rahmen hilfreich.

Der Vergleich von Gold und Kupfer beinhaltet allerdings in der Tat den unterschiedlichen Wert der Metalle, wenn es um den Geldwert geht. Es wird assoziiert, dass diejenigen die Kupfer verwenden, ein minderwertiges Metall einsetzen. Man muss aber bedenken, dass für viele Anwendungen Gold gar nicht geeignet wäre und Kupfer das viel geeignetere und damit auch wertvollere Material. Ich kann in dem zitierten Kontext eine Entwertung des Kupfers nicht erkennen, sondern verstehe in ihr hauptsächlich Freuds Hinweis auf die Veränderungsnotwendigkeit.

Wenn Freud feststellt, dass er damals noch nichts für die „breiten Volksschichten“ tun konnte, ist das mit einem Bedauern verbunden und mit Überlegungen dazu, wie das zu ändern sei. Eine dieser Überlegungen führt dann genau zu der Metapher, dass das Gold in der therapeutischen Anwendung legiert werden muss. Michels interpretiert diesen Gedankengang aber anders, er schreibt, dass Freud tief im Bürgertum verwurzelt sei und seine Ideen nicht auf soziale Gerechtigkeit zielten, obwohl Michels selbst zitiert, dass Freud sich wünscht, dass die Gesellschaft irgendwann ihr Gewissen entdecken und die psychotherapeutische Behandlung breiter Schichten ermöglichen möge.

Auch hier denkt Michels dichotom spaltend. Demnach kann ein gebildeter Bürger nicht für soziale Gerechtigkeit sein. Wie oben zitiert sorgt Freud sich aber um „die Männer, die sich sonst dem Trunk ergeben würden, die Frauen, die unter der Last der Entsagungen zusammenzubrechen drohen, die Kinder, denen nur die Wahl zwischen Verwilderung und Neurose bevorsteht“. Wieso Michels davon ausgeht, dass Freuds Ideen nicht auf soziale Gerechtigkeit zielen, ist unverständlich. Bereits um 1910 setzte Freud sich öffentlich z.B. auch für die Geburtenkontrolle ein.

Michels bringt dann zwei Zitate aus einem Artikel von Weissberg (2020). Der Titel dieses Artikels enthält ein indirektes und inhaltlich falsches Zitat. Er lautet: „Das reine Gold der ´tendenzenlosen` Analyse, die Kupferlegierung der suggestiven Therapie oder: mit welchen Rohstoffen operiert die freudsche Analyse?“. Freud hat vom Kupfer der Suggestion gesprochen, das mit Gold legiert werden müsse. Kupfer selbst ist ein Element, keine Legierung. In dem ersten Zitat, das Michels aus diesem Aufsatz übernimmt, ist nur zu erahnen, was mit den dort angesprochenen „Fällen“ vielleicht gemeint sein kann, nämlich Psychoanalyse einerseits und Psychotherapie andererseits. Es endet mit der, wenn man den Artikel selbst nicht kennt, völlig unverständlichen Frage, wer nett und wer weniger nett sei, als ob es um emotionale Eindrücke geht. Das zweite, dem Artikel von Weissberg entnommene Zitat

bezieht sich auf die Unterscheidung und Ausgrenzung doppelgesichtiger Aspekte. Michels erklärt uns aber nicht, welche Gesichter hier eigentlich gemeint sind.

Er selbst leitet dann den unmittelbar darauf folgenden Absatz mit der Frage ein: „was heißt das?“ Er beantwortet die Frage folgendermaßen: „In der Idealisierung und der Entwertung geht der Kern, das Unbewusste und wie es sich jeweils zeigt und die Offenheit und Neugier dafür verloren.“ Vermutlich meint der Autor, dass Psychoanalytikern, die sich selbst idealisieren und andere psychotherapeutische Verfahren entwerten, Offenheit verloren geht. Wie und ob überhaupt das Unbewusste verloren gehen kann, ist unverständlich.

Michels bezieht sich dann auf einen Artikel von Johannes Cremerius, einem ehemaligen DPV-Vorsitzenden, den dieser vor 35 Jahren veröffentlicht hat. Er zitiert das Bild vom den „potemkinschen Dörfern der idealisierten Langzeitanalysen“, von denen Cremerius schreibt. Es geht in diesem Artikel schon damals darum, festzuhalten, dass die ausgebildeten Psychoanalytiker in vielfältiger Weise Psychoanalyse anwenden und nur zu einem kleinen einstelligen Prozentsatz vier oder fünfstündige Analysen in ihrer Praxis durchführen. Das war in der von der DGPT beauftragten Praxisstudie 1988 deutlich geworden. Nedelmann und Reiche(1991) hatten das Ergebnis für die DPV repliziert. Seither sind sie nicht angezweifelt worden, sondern haben sich mehrfach bestätigt. Die von Michels genannten aktuellen Daten belegen das gleiche. Demnach wurden 2023 11.091 Anträge zur Finanzierung der analytischen Psychotherapie durch Krankenkassen gestellt. Das entspricht 6% aller psychotherapeutischen Kassenbehandlungen. Davon werden in 8,34% der Fälle Verlängerungsanträge über 160 Stunden hinaus gestellt.

Entscheidend ist, dass hier die Praxis der Psychoanalytiker untersucht worden ist, was nichts darüber aussagt, ob und wie sie gut genug ausgebildet werden. Wenn Michels aber Cremerius mit der Aussage zitiert „wir würden nicht für die Behandlungen ausbilden, die wir tatsächlich praktizieren“, ist das nicht korrekt. Cremerius hat die Frage gestellt, „ob die Therapeuten zum Beispiel für eine Art der Therapie ausgebildet werden, die sie in der Praxis kaum oder gar nicht anwenden.“ Er hat sich in seinem Aufsatz nicht weiter mit dieser Frage befasst, sie nicht beantwortet. Wenn Michels auf Cremerius bezugnehmend schreibt „wir würden nicht für die Behandlungen ausbilden die wir tatsächlich praktizieren“ zitiert er nicht korrekt.

Michels unterschlägt dem Leser, dass Cremerius darauf hinweist, dass es neben dem kassenärztlichen Angebot „einen mehr oder weniger wilden Psychomarkt gibt“ (1990, 2) der eine Regelung der Aus- bzw. Weiterbildung erforderlich macht. Cremerius bedauert zudem, dass mit dem zahlenmäßigen Rückgang hochfrequenter Langzeitanalysen „der hier liegende Reichtum an Erfahrung, an Kenntnissen und an handwerklicher Fertigkeit bald nicht mehr weitergegeben, nicht mehr erworben werden (kann) - das ist insofern bedauerlich, als damit ein hochdifferenziertes Forschungsinstrument bald nicht mehr zur Verfügung stehen wird.“ (1990, 12)

Alle in der DGPT zusammengeschlossenen psychoanalytischen Institute haben Regeln für die Ausbildung aufgestellt, die sich in ihren Anforderungen im von der DGPT vorgegebenen Rahmen hinsichtlich der Frequenz der Lehranalysen, der Dauer der zu behandelnden Ausbildungsfälle und der Häufigkeit der Supervision unterscheiden. Soweit ich sehe, steht aber nicht infrage, dass eine Institution wie die DGPT solche Regeln aufstellen muss, um sich vom „wildem Psychomarkt“, wie Cremerius schrieb, abzugrenzen und eine Strukturqualität zu sichern.

Seit Jahrzehnten wird in allen Instituten, die den Regeln der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung folgen und eine drei- bis fünfstündige Lehranalyse und Ausbildungsfälle mit derselben Frequenz für die Qualifikation fordern, parallel auch in niederfrequenten Behandlungen aus-/weitergebildet.

Die Frage, ob eine hochfrequente langdauernde Analyse auch nur für hochfrequente therapeutische Analysen qualifiziert, oder auch eine gute Ausgangsbasis für tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie ist, kann wissenschaftlich exakt nicht beantwortet werden. Viel spricht aber dafür, dass eine möglichst weitgehende Lehranalyse, die mit dem eigenen Unbewussten des späteren Analytikers einigermaßen vertraut macht, auch für diese Verfahren besonders gut ausgebildet. Manche Kollegen meinen sogar, dass die eigene möglichst tiefgehende Selbsterfahrung gerade für tiefenpsychologische Behandlungen eine notwendige Voraussetzung ist.

Wenn Michels schreibt, dass „in unseren Institutionen eine ausgeprägte Ausrichtung auf Ideale, zum Beispiel der Frequenz, der Neutralität, der Standardtechnik, Ideale, die äußerst dogmatisch verteidigt werden, besteht“ entspricht das sicher seiner Wahrnehmung. Nach meiner Beobachtung ist die Regelung der Ausbildungsstandards die einzige Stelle, an der psychoanalytische Institutionen etwas zu regeln versuchen. Dabei ist klar, dass man eine Qualität erreichen möchte, die darin besteht, in den Behandlungen dem Unbewussten begegnen zu können. Natürlich ist das nicht linear von einer quantitativen Bemessung der Stundenfrequenz abhängig. Die Wahrscheinlichkeit allerdings, dass unbewussten Prozessen begegnet wird, steigt bei einer höheren Behandlungsfrequenz, so auch in der Lehranalyse. Umgekehrt gibt es natürlich auch Lehranalysen, in denen dies auch bei hoher Frequenz nicht gelingt. Es geht aber um den Versuch, optimale Ausbildungsbedingungen zu schaffen, die auch noch justiziabel sein müssen. Daher greifen wir zu quantitativen Regelungen, wo eigentlich qualitatives, exakt nicht messbares, gefragt ist.

Das Formalisierte wird dabei in den Institutionen, die ich überblicke, nicht, wie Michels, Weissberg zitierend, meint, zu einem Ideal, schon gar nicht zu einem Ideal, was Psychoanalyse zu sein hat.

Michels hat den Eindruck, dass es „verpönt“ sei, sich aus unseren Institutionen heraus zu bewegen sie zu hinterfragen und misstrauisch zu beäugen. Die von ihm zitierten Autoren wie Cremerius, Bohleber und Kernberg belegen das Gegenteil. Sie kritisieren Institutionen, in denen sie engagierte Funktionsträger gewesen sind und weiterhin Mitglied. Gegen Ende seines Artikels bringt Michels dann selbst ein Beleg für das Gegenteil. Er erwähnt den erfolgreichen Podcast „Rätsel des Unbewussten“ und auch die Tatsache, dass einer der Autoren im Vorstand des DPV-Instituts in Heidelberg tätig ist. Hat Michels nicht wahrgenommen, dass so gut wie alle Institute öffentliche Veranstaltungen anbieten und sich viele Psychoanalytiker zu gesellschaftspolitischen Fragen äußern? Die Internationale Psychoanalytische Vereinigung hat vor mehreren Jahren bereits ein großes Programm unter dem Titel „Psychoanalysis in the community“ aufgelegt. Deutsche Fachgesellschaften haben öffentliche Stellungnahmen zu politischen Fragen abgegeben. Meine Fachgesellschaft, die DPV, zum Beispiel zum Krippenausbau in Deutschland, zur sexuellen Gewalt gegen Kinder und Jugendliche, zur atomaren Katastrophe in Japan, zu den Pandemienotfallgesetzen, zur Verwendung digitaler Medien in Psychoanalyse und Psychotherapie, zum assistierten Suizid, zu rechtsextremen Einstellungen, zum Rechtsextremismus und Fremdenhass.

Dennoch behauptet Michels ...Das einzig „Wahre“ passiere innerhalb der Institutionen. Das zeige sich auch in unseren Ausbildungsordnungen. Es bleibt völlig offen, was er hier genau meint. Was ist das „Wahre“, was in einer Institution passiert und von deren Vertretern für Wahrheit gehalten wird? Es gehört zu einer basalen psychoanalytischen und damit auch wissenschaftlichen Haltung, das als „wahr“ Erscheinende zu hinterfragen. Michels erklärt nicht, weshalb sich in unseren Ausbildungsordnungen zeigen sollte, dass hier das „Wahre“ passiert. Was die Ausbildungsordnungen regeln, habe ich oben benannt, das hat mit Wahrheit oder Unwahrheit wenig zu tun.

Die Tatsache, dass Ausbildungsinstitute Lehranalysen an ihren Instituten fordern, versteht Michels als Kontrollinstrument über den Kandidaten. Er überlegt nicht, weshalb eine Lehranalyse im

institutionellen Rahmen eines Instituts sinnvoll sein kann. Er erwähnt nicht, dass in allen Instituten, soweit mir bekannt, das Non-reporting-System herrscht.

„Es herrsche eine infantilisierende Ordnung und undurchschaubare Machtstrukturen, die leicht zu einer Täter- Opferumkehr führen.“ Soweit mir bekannt ist, sind die meisten Institute in ihrer Vereinsstruktur demokratisch organisiert. Darin eine undurchschaubare Machtstruktur zu sehen, erscheint mir tendenziell. Sicher gibt es missbräuchliche Machtausübung in psychoanalytischen Institutionen. Um welche „Täter-Opfer Umkehr“, wie Michels schreibt, es sich dabei aber handelt, bleibt unverständlich. Wer ist denn der ursprüngliche Täter, wer das Opfer? Teile unserer Theorien würden dem Vorschub leisten. Was der Autor damit meint, lässt er offen.

Mit Verweis auf eine Arbeit von Kernberg stellt Michels apodiktisch fest: „Wir müssen glauben“. Es bleibt allerdings völlig unklar, wer eigentlich was warum glauben müsse. Kernberg, der Vorsitzender der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung war und bis heute ihr Ehrenvizepräsident ist, war es in einem ironisch gehaltenen Artikel gerade darum gegangen, die Kreativität von Ausbildungskandidaten der Psychoanalyse zu stärken.

Michels lässt ein Zitat von Andreas P. Hermann folgen, in dem dieser wiederum Kernberg zitiert. Hermann geht es in seinem Artikel um die Dynamik psychoanalytischer Institutionen. Er argumentiert sehr differenziert und weist auf neuere empirische Befunde hin, dass Ausbildungskandidaten mit ihrer Lehranalysen meist sehr zufrieden sind. Natürlich könne nicht verleugnet werden, dass innerhalb von Institutionen Machtstrukturen entstehen, dass der institutionelle Kontext, in dem jede Lehranalyse steht, jedoch nicht ausgeschaltet werden kann. Es gehe darum, ein demokratisches Klima zu fördern, in dem „die Pluralität psychoanalytischer Konzepte als Qualitätskriterium gilt, die Einhaltung der Schweigepflicht eine Selbstverständlichkeit darstellt und große Mühen darauf verwendet werden, fachliche und personelle Entscheidungen aufgrund transparenter Kriterien zu treffen.“ (Hermann, 2014, 1080)

Es folgen Michels Beobachtungen, nämlich dass Mitglieder psychoanalytischer Institute oft tief zerstritten und enttäuscht seien und manche nach Konflikten gar nicht mehr miteinander sprechen würden. Es entstünden Gruppen, die sich anfreunden und bekämpfen. Hier wird eine Dynamik beschrieben, die wohl in jeder Institution mehr oder minder stark ausgeprägt stattfindet. Der Autor scheint aber zu wünschen, dass dies in psychoanalytischen Institutionen eigentlich nicht der Fall sein möge. Er folgt damit vermutlich einer idealisierten Vorstellung, was Psychoanalyse zu leisten imstande sein müsste.

Sich auf Beland berufend, erinnert Michels daran, „dass Freud die persönliche Identität jedes Analytikers an eine Gruppenidentität geknüpft hat, die zugleich der Verteidigung der von ihm vertretenen psychoanalytischen Wahrheit verpflichtet war.“ Hier verwendet er wieder den Begriff der „Wahrheit“, der weder von Beland noch von Freud verwendet wird. Beland schreibt, dass sich eine psychoanalytische Institution „von religiösen oder politischen Weltanschauungsgruppen gerade dadurch unterscheidet, dass sie nicht auf Identifikation mit Weltanschauung ausgerichtet ist, sondern auf Ermöglichung von Naturerkenntnis des unbewusst Psychischen als Selbsterkenntnis.“ (1983, 49) Freuds berühmte hierher gehörige Formel, so Beland, lautet: „die Annahme unbewusster seelischer Vorgänge, die Anerkennung der Lehre vom Widerstand und der Verdrängung, die Einschätzung der Sexualität und des Ödipuskomplexes sind die Hauptinhalte der Psychoanalyse und die Grundlagen ihrer Theorie, und wer sie nicht alle gut zu heißen vermag, sollte sich nicht zu den Psychoanalytikern zählen.“ (1923, GW XIII, 223) Diese zusammenfassende Beschreibung zentraler psychoanalytischer Essentials hat seither als Ein- bzw. Ausschlusskriterium für psychoanalytische Organisationen gedient.

Im nächsten Absatz meint Michels, dass es ein Glück sei, dass es psychoanalytische Vielfalt jenseits der Fachgesellschaften, die sich selbst blockieren würden, gebe. Diese Aussage zeugt von Unkenntnis psychoanalytischer Vielfalt innerhalb der Fachgesellschaften. Unklar bleibt, welche Blockade gemeint ist. Die Fachgesellschaften definieren bestimmte Ausbildungsstandards für ihre Mitglieder, aber nicht welche Inhalte richtig oder gar „wahr“ seien.

Psychoanalytiker, die Fachgesellschaften angehören, bemühen sich seit Jahrzehnten, Ergebnisse der Nachbarwissenschaften, zum Beispiel die Bindungstheorie, die experimentelle Säuglingsbeobachtung, die Neurophysiologie, Soziologie und Kulturwissenschaften, um nur einige zu nennen, zu integrieren. Es würde den Rahmen sprengen, im Einzelnen darauf einzugehen. Torsten Michels scheint das aber nicht zur Kenntnis zu nehmen. Es passt nicht zu seinem vorurteilsbeladenen Bild. So stellt er auch die Frage, ob sich die Fachgesellschaften in den folgenden Jahren für eine Beteiligung an der Weiterbildung ökologischer Psychotherapeuten beteiligen werden. Abgesehen davon, dass diese Entscheidung nicht von Fachgesellschaften, sondern von jedem ihrer Institute einzeln getroffen wird, hat er bisher offenbar nicht zur Kenntnis genommen, wie weit die Planungen der einzelnen Institute bereits vorangeschritten sind.

Michels bringt dann wichtige Zahlen aus der kassenärztlichen Versorgungsrealität von 2023, die eingangs zum Teil schon zitiert wurden. Die Zahlen der Anträge auf analytische Psychotherapie und auf Fortführungsanträge kommentiert er mit „große Überraschung“. Eine Überraschung kann das nur für denjenigen sein, der die Literatur dazu seit mindestens 37 Jahren nicht zur Kenntnis nimmt. Die Ergebnisse der DGPPT-Praxisstudie von 1988 haben belegt, dass Psychoanalytiker in einem breiten Anwendungsfeld tätig sind und nur zu einem geringen Maß hochfrequente Langzeitanalysen durchführen. Diese Ergebnisse wurden wiederholt bestätigt. Wer kann da überrascht sein, wenn in 8,34 % der beantragten Psychotherapien analytische Behandlungen durchgeführt werden sollen?

Es folgt dann ein kurzsichtiger Umkehrschluss. Wir würden in unseren Instituten nur für die analytische Psychotherapien ausbilden, aber nicht für die 91,66 % der kürzeren Behandlungen.

In den Ausbildungen zum psychologischen Psychotherapeuten, ebenso wie in der ärztlichen Weiterbildung, werden auch andere Therapieformen als hochfrequente Langzeitbehandlungen durchgeführt, gelehrt und supervidiert. Eine intensive persönliche Lehranalyse und auch intensive Behandlungen über einen langen Zeitraum erhöhen, wie oben gesagt, die Wahrscheinlichkeit, mit tiefer gelegenen unbewussten Prozessen während der Ausbildung in Kontakt zu kommen. Das ist Grundlage für die von den Fachgesellschaften gesetzten Standards. Die Begegnung mit unbewussten Prozessen in der Selbsterfahrung und in der Supervision ermöglicht und verbessert ganz entscheidend die Fähigkeit, Patienten mit komplexen Erkrankungen zu behandeln. Michels gibt mehrere wichtige Hinweise für die Belege psychoanalytischer Behandlungen gerade bei diesen Erkrankungen.

Gerade um hier erfolgreich zu sein ist eine intensive Selbsterfahrung und Supervision auch längerfristiger therapeutischer Prozesse sehr hilfreich.

Michels aber beharrt darauf, dass die institutionalisierte Psychoanalyse eine lange Tradition einer elitären Haltung habe und sich den Luxus geleistet hatte, die Patienten auszusuchen, die zum Verfahren passen. Die von ihm genannten Daten zur Versorgungsrealität belegen aber das genaue Gegenteil.

Er meint, dass uns unsere Idealisierungen und Entwertungen im Wege stehen. Dem ist zuzustimmen. Sein eigener Beitrag ist leider voll von Entwertungen, so auch ganz am Ende, als er fordert, dass sich die Psychoanalyse aus dem Geheimbündlerischen in die Welt bewegen müsste. Belege dafür, was an

den heutigen vereinsrechtlich strukturierten Organisationsformen der Psychoanalyse geheimbündlerisch sein soll, gibt er nicht.

Wem nützt dieser von der DGPT an alle Mitglieder versandte Beitrag?